

Invitationen zum Denken – Skizzen I/II/III

Von Norbert R. Vetter

Wird die Realität digital ersetzt?

Metaphorische Skizzen I

Ist unsere analoge Realität durch eine digitale Wirklichkeit ersetzbar? Will das jemand? Gilt das auch für das geistige Verhalten, ist auch dieses digitalisierbar? Denken ist immer ein „Ich denke“! Wie sollte das digital sein können. Ist das Sein digital möglich? Kann der Mensch digital sein? Wie sieht es mit dem gegenwärtigen Stand der Digitalisierung von Dingen aus? Welche Art Existenz hat ein Gegenstand in digitaler Gestalt? Das Geistige ist aus der Materie nicht zu erklären. Wie sollte es dann digital nachgeschaffen werden können? Welche Existenzweise hat eine digitale Wirklichkeit? Ist alles digitalisierbar? Was ist es nicht?

Eine Maschine kann das Denken simulieren. Worin unterscheiden sich Original und Simulation qualitativ? Könnte es digitalen Schmutz geben (digitales Equivalent zu: „Materie am falschen Ort“)? Ist eine emotionale Interaktion digital möglich? Welche Grenzen hat die digitale Beschreibung von Dingen und Handlungen? Kann man eine digitale Beschreibung oder einen digital gesteuerten Ablauf eines Maschinenprogramms als „Handlung“ bezeichnen? Sind die „Hände“ hinter dem Ablauf die der programmierenden Menschen.

Der Schatten des Digitalen

Der tote Winkel des neurobiologischen Caveats erschwert den Blick auf die Realität des Digitalen. Denn: Wir wissen nicht genau, wie Denken (auch Bewusstsein) geschieht und warum und was es eigentlich ist. Darum ist es uns unmöglich, zu erkennen, was *noch nicht* Denken und *noch nicht* Bewusstsein ist. Dass KI kein Denken ist, können wir darum nicht sagen - aber auch nicht, dass es Denken sei. Es fehlt die Kategorie. Dennoch hält man es gerne dafür und man kann dieses tun, weil es als Denken weder verifiziert noch verworfen werden kann. Das ist für die Bildung, wenn KI als denkend gilt, die verhängnisvolle Fehleinschätzung.

Dieser Schatten steckt tief in der menschlichen Anmaßung, in seiner Vermessenheit. Er lebt im Verborgenen, in der ignorierten Grenze einer Menschheit, die sich für das Maß aller Dinge hält, für die Verwalterin der Wahrheit. Dort ist etwas herangewachsen, indem das Wahre vereinfacht und aufgezehrt wird. Wahrheit ist nicht absolut. Als Richtigkeit ist sie leicht zu verwerten. Verwertung und Vermessenheit liefern Wert und Maß der unzulänglichen Wertmaßstäbe. Sie sind selbstgemacht und als Statt-Leben lebendig. Der Schatten *hat*, während der Mensch *ist*. Der verschattete Mensch ist Habender, er besitzt. Er sitzt im Sein auf seiner Habe. Das Grundstück ist Boden seines Seins und Sitz seines Habens. Zerstückeltes Sein als Grund des Habens ist die Folge seiner Vermessenheit.

Zum Wesen des Digitalen

Wo das Natürliche einen Bogen macht, macht das Digitale unendlich viele Ecken. Weil es mathematisch ist, füllt das Digitale das Natürliche nicht aus. Wie das Mathematische das Natürliche nicht identisch beschreiben kann, kann das Digitale das Natürliche nicht ersetzen. Ein Künstler und Naturmensch würden den Kreis nie als ein Unendlich-Eck begreifen. Der Unterschied ist: der eine hat eine zentrierte, lebendige Dynamik, das andere ist, schaut man genau hin, gebrochen und statisch. Ebenso gebrochen und zerlegt ist das Digitale. Schaut man erneut genau hin, ist es Simulation, Annäherung, Wahrscheinlichkeit, ein grobes Eck, das den Anschein vermitteln soll, etwas Dynamisches, Lebendiges, Wahres zu sein. So werden in „aufwertendem“ Gegenzug dem Lebendigen und dem Leben gerne die statischen Eigenschaften des Digitalen unterstellt, und das nimmt ihm ... die Würde.

Genmanipulation als Schöpfungsakt?

Der Mensch hängt sich an das Leben und spielt Schöpfer, nutzt aber lediglich – ich erlaube mir erneut eine Metapher – den Strom des Lebens, ohne ihn selbst erzeugen zu können. Er bastelt daran herum und hält sich dabei für mehr als er ist. Tatsächlich ist er ein Hochstapler und es ist lächerlich, wie er seine Grenzen ignoriert, sie herunterspielt, als wären sie nicht relevant. Das entspricht nicht der intellektuellen Redlichkeit. Ihr ist das peinlich!

*

Messen als Vermessenheit und Zeitvergehen als Vergehen an der Zeit Metaphorische Skizzen II

Die Vermessung der Zeit als Vermessenheit

Die Dauer erhält durch die Zeit ihre Taktung und durch die Zählung ihre scheinbare Rationalisierung. So bleibt die Frage: Wozu? Oder mit welchen Folgen? Das Maß kann auch gedacht werden als räumlicher Übergriff auf die Zeit. Setzen wir der sich ereignenden Dauer eine Zeit, so wird sie zum Zeitraum mit Anfang und Ende. Es erübrigt sich die Frage nach dem Wann der Zeit: In der Gegenwart ist sie Dauer, in der Vergangenheit ist sie erinnertes Zeitraum und in der Zukunft ist sie projizierte und modifizierte Erinnerung. Diese ontologischen Betrachtungen zeigen, dass die Reflexion über Raum und Zeit viel tiefer ansetzen muss, als es ein utilitaristisches Interesse leisten kann. Um Raum und Zeit und der Würde derer gerecht zu werden, die darin leben, sollen sie ohne ihre Kartierung und ihre Zerstückelung in verkäufliche Einheiten gedacht werden. Die Uhr stört die Dauer, indem sie sie misst, zerteilt und verhandelbar macht. Und der Mensch unterwirft sich der Uhr, indem er seine durch sie zählbare Zeit verkauft und sich damit an Orte und Handlungen bindet. Ihm kann nun gesagt werden, wann er – wie lange und wo – zu sein hat.

Die Dauer wird, je nach Qualität des Geschehens, als schneller oder langsamer empfunden. Sollte der Mensch die Zeit an Sonne und Mond abzulesen gelernt haben, dann bleibt - vor der Frage, weshalb wir ein Schaltjahr brauchen - die Irritation des Rationalen durch seine irrationalen Kunstgriffe denkwürdig. Mit der Dauer ist es wie mit dem Schönen, auch das lässt sich nicht messen, ohne der Rationalität des identischen Maßes eine endlose Denkschrift hinter das Komma zu setzen. Wenn das schon Pythagoras und seine redlichen Mitsstreiter erschüttert hatte, warum bestürzte es dann nicht auch uns? Die Erfindung der irrationalen Zahlen hat den Verstand beruhigt und die Mathematik zum Teilgebiet der Ästhetik gemacht: zu einem komplexen Gedankenspiel.

Die Rationalität der Sonderfälle

Irrationale Zahlen zeigen, philosophisch betrachtet, Aporien der Mathematik. π und ϕ schütten Ziffern über dir aus und sie markieren dadurch – eben schon zum Ärger der Pythagoreer – eine nicht zu beendende mathematische Operation. Die Berechnung des Kreises, der schönen Form, und die Übersetzung der Schönheit als Verhältnis des Goldenen Schnitts in das Dezimalsystem, beide sind in philosophischer Hinsicht aporetisch. Wäre denn eine Mathematik der Relation möglich? Physikalische und mentale (wirkliche) Mathematik etwa – analog zu der *physikalischen* Zeit und der *mentalen* Zeit in B. Russells Zeitphilosophie? Die *physikalische* Mathematik stellte den gedachten Sonderort dar, an dem der Maßstab aufgelegt wird und in der Berührung mit dem Material eine Messung ermöglicht. Hier wären objektive Axiome möglich, hier wären die Maße verbindlich, für alles in gleicher Weise gültig. Die *mentale* dagegen explizierte ihre Maße in Relationen, ließe Ungleiches gleichwertig werden und zählte den Unterschied, nicht das Gleiche. Letzteres hätte sie als seltsamen Sonderfall erkannt. Der Meterstab wiche der Perspektive, der Abakus verlöre seine Verbindlichkeit im Diskurs der Unterschiede. Nicht grundlos war das Fuldaer *Maß* für die Steuerzahlung kleiner als das *Maß* der Rasdorfer: Grund war eine Konzession an die Realität.

Die Maße für die Steuerabgaben waren hart umkämpft und keinesfalls gleich, weil die Landwirtschaft je nach Fruchtbarkeit der Region unterschiedlichen Ertrag erwirtschaftete. Gleichheit wurde hier oft nur mit Gewalt durchgesetzt, zum Nachteil der ärmeren Gebiete. Auch waren die Stunden von Tag und Nacht nicht immer gleich lang, denn bis ca. 1500 gab es in den Kirchtürmen Uhren mit Waagbalken statt des Pendels. Hier stellte man in den verschiedenen Jahreszeiten Tag- und Nachtstunden unterschiedlich nach der Länge der Nachtzeit und des Tageslichtes ein. Es wurden 12 Stunden für den Tag und 12 Stunden für die Nacht gerechnet. Da im Sommer in europäischen Breiten die Nächte kurz sind, waren die Nachtstunden kürzer und die Tagstunden länger als 60 Minuten.

Und schließlich ist Ziege nicht gleich Ziege und Schaf nicht gleich Schaf und der Abstand zwischen eins und zwei ist hier nicht gleich dem zwischen drei und vier, wenn es um Dinge geht und nicht um Größen in der hochgeschätzten Abstraktion. Wahrheit wird in der mentalen Mathematik – fast könnte man jetzt von einer *realen* sprechen – der Verhältnismäßigkeit ein fließendes Phänomen. Das Maß, die Gewichte, der Meter, eben die nützliche Vereinbarung des Gleichen ist der willkürliche Versuch, ein wildes Feld mit Furchen zu bestellen in denen Rationalität und Wahres wachsen sollen – Monokulturen des Geistes, aber fern des Lebens. Die Zwangsgeschäfte der Zweckrationalität und des Utilitarismus erhalten ihren Widerspruch durch das deutlicher werdende Missmanagement des Sonderfalles in einer Realität des dichten Waldes der Sonderfälle. Nur bewegliche Maßstäbe bewältigen die wirklich wichtigen Fragen angemessen und stürzen uns keineswegs in riskante Freiheit. Vernunft hält diesen Diskurs aus.

Das Zeitvergehen

Was meinen wir, wenn wir sagen: „Die Zeit vergeht“? Hier „vergeht“ etwas im Sinne von: verrinnen, ablaufen – und wir denken uns dabei ein Zeitmaß, das sich erschöpft. Wenn jemandem die Zeit ausgeht wie das Geld, dann verbraucht er die Zeit und er hat immer weniger Zeit für etwas. Das ist die zählende Sicht auf diese Anschauung. Eine andere Bedeutung erscheint, wenn wir mit diesem Satz auf die Vergänglichkeit hinweisen. Dabei wird die Zeit nicht der Vergänglichkeit unterworfen, sie bleibt, sie selbst vergeht nicht. Es sind die Dinge, Landschaften, Zustände, Verhältnisse, Körper, die sich verändern, nicht die Zeit. Wenn etwas „vergeht“, dann ist es „vergänglich“. Nicht die Zeit ist vergänglich. Sie bleibt als gedachter Hintergrund der Dauer. Wir erleben die Dauer metaphorisch als Zeitraum. Diese Metapher verleitet uns dazu, die Zeit wie Grundstücke zu vermessen, sie einzuteilen und im letzten Akt zu verkaufen. Aussagen wie: „Ich habe Zeit“, oder: „Ich schulde dir Zeit“ werden so möglich, auch der Gegensatz von „Arbeitszeit“ als verkaufte Zeit und „Freizeit“ als eigene Zeit – Zeit, deren Eigentümer man selbst ist, wird möglich. So richten Verwalter sogar Konten für Lebensarbeitszeit ein und verfügen durch einen quantitativen Begriff von Zeit über die Zeit von Menschen. Auch das ist ein Beispiel für die Übergriffe von Begriffen. Das Zeitvergehen ist so verstanden das Vergehen der Menschen an der Zeit. Der Übergriff seiner Anschauung des Raumes auf die Anschauung der Zeit ist das Vergehen an der Zeit, das Zeitvergehen.

Zeitbegriffe: merkantil und ontisch

Wie sähe eine Kultur ohne die gemessene Zeit aus? Gab es Völker ohne Zeitvergehen? Gab es jemals einen nicht zählenden Zeitbegriff? Wie können wir eine Kultur des Seins beschreiben? Kann der Urwald und die Sozialität der Pygmäen in Afrika oder der Lebensraum der Pirahas am Amazonas als ein solcher Seins-Raum ontologisch erschlossen werden? Erst die gezählte Zeit macht die Bezahlung von Zeit möglich. So ist es wahrscheinlich, dass auch der „Verkauf“ durch einen quantitativen Zeitbegriff erst möglich wird. Ein solcher Zeitbegriff ist merkantil. Der andere ist ontisch. Am einen ereignet sich die Kultur des Habens, am anderen die des Seins.

Teilhabe am Sein – als Teilsein möglich?

Wir gehen hiermit von der philosophischen Betrachtung auf die sozio-kulturelle über. Erich Fromm, der humanistische Psychologe und Kulturkritiker, hat in seinem Buch: Haben oder Sein auf die einseitige Orientierung des Habens hingewiesen. Der Soziologe Hartmut Rosa setzt die Analyse des Habens (2019) unter dem Begriff „Verfügbarkeit“ fort. Erst die Bereitschaft „Unverfügbarkeit“ zuzulassen schaffe die Voraussetzung für Lebendigkeit. Auf dieser Gedankenstrecke lassen sich Bezüge zum Thema Haben oder Sein entfalten, die den kultur-pathogenen Zug des Habens in soziologischer Begrifflichkeit verdeutlichen. Also: Teilsein, nicht Teilhabe!

Zeitraum in der Realität ist in Wirklichkeit geraume Zeit

Wir haben bislang eher mit synchroner Suchrichtung geforscht. Das reicht natürlich auch nicht aus. Hier muss man oft passen, lernt aber viel von denen, die sich mit der antiken Denkwelt und den alten Sprachen besser auskennen und sich leichter tun. Und doch gibt es im Deutschen ein denkwürdiges Sprichwort: Alter schützt vor Torheit nicht! Das muss man nicht ausschließlich biographisch verstehen, es mahnt auch kulturgeschichtlich zur Vorsicht. Vieles war noch nicht in Sicht, einiges rückte aus dem Blick und manches stellte sich als vorläufig heraus.

Und auch futurologisch kann die Warnung vor dem Irrtum Sinn entfalten! Von der Zukunft aus könnte man die eigene Gegenwart als Vergangenheit betrachten und in dieser Gegenwart törichte Modelle vermuten. Schrecklich, so mittendrin! Befand man sich zur Zeit der Kreuzzüge im Mittelalter? Ich bin sicher, in einer späteren Zeit, die die unsere als ein geistiges Mittelalter begreifen mag, wird man unsere Wissenschaft und die Wichtigkeit, mit der wir sie zelebrieren eher belustigt kommentieren, weil wir ganz aus den Augen verloren haben, dass die Setzungen, mit denen wir uns um die Beschreibung der Realität bemühen, ihre eigene Wirklichkeit erzeugen. Von der Ökonomisierung auch der Fakultäten und dem Verlust ihrer intellektuellen Redlichkeit wird man sagen, dies sei die Folge des Konsumweges gewesen, des Holzweges dieser Zeit.

Aufklärung muss die Anleitung zur introspektiven Reflexion sein. Die Sprache kann den Übergang von Realität und Wirklichkeit markieren, aber die Realität teilt sich nur der Bewegung mit, gewissermaßen als Durchquerung. Zeichen und Symbole ermöglichen einen Korridor, dann aber stoßen wir auf ein Paradox, denn die Realität kann sich nicht selbst als solche erkennen, so wie ein Fernglas nicht sich selbst erblicken kann. Die Realität blickt! Die Sinne sind die wirklichen Vehikel der Erkennenden Bewegung in der Realität. Dieser besonnene Blick erklärt nichts in gewohnter Weise, weil er nichts misst und nicht rechnet, aber er klärt auf.

Das Blicken kann insofern Thema des Blickes sein, als er das Sehen beobachtet. Ähnlich kann das Gefühl in den Fokus genommen werden, indem das Fühlen als Ereignis im Leib betrachtet wird. Sehen und Fühlen ereignen sich als Bewegung, in der, wenn sie beobachtet wird, eine vor-symbolische Präsenz und Folge von Sinn deutlich wird. Diese Ereignisse sind die Realität der Wirklichkeit. Die Realität ist vor-symbolisch. Bleibt man in der

Beobachterposition zur eigenen Wirklichkeit, dann werden Sinn-Fragmente deutlich in einer Sprache, die noch nicht symbolisch ist und die doch gerade symbolisch genug ist, um etwas zu Sichten. Wozu aber solches? Hierzu die Gegenfrage: Warum setzen wir alles daran, rechnend bis zum Urknall vorzudringen, zum Beginn der uns bekannten Materie, unserer Realität? Mit gleicher Dringlichkeit zieht die Neugier, hier jetzt aber mit der Möglichkeit psychonautischer Lichtgeschwindigkeit, zum Anfang der Wirklichkeit der Seele, wenn man so will.

Für die Vorstellung gilt: Die Zeit ignoriert den Raum und der Raum ignoriert die Zeit: Die Gleichzeitigkeit von zwei Dingen im Raum ignoriert die Raumdistanz. Die räumliche Koinzidenz ignoriert den Zeitraum. Die Sternenhaufen im Halo sind – jetzt – zum Greifen nahe, wenn ich ihre Gleichzeitigkeit denke und in einer Jacke können zwei verschiedene Menschen stecken, wenn sie dies nicht gleichzeitig tun, ich sie also ungleichzeitig im selben Raum denke. Einmal schrumpft der Raum, einmal die Zeit und die Vorstellung vermag durch die Zeit den Raum aufzulösen und umgekehrt durch den Raum die Zeit. Es verbinden sich möglich zwei Orte im Jetzt und es verbinden sich möglich zwei Zeiten an einem Ort. Bei Besuchen antiker Architektur lebt das Interesse von letzterer Vorstellung. Ungewohnt, aber nicht weniger faszinierend, ist dagegen die Vorstellung von der Gleichzeitigkeit der Dinge, die sich gerade in voneinander getrennten, z. B. kosmischen Räumen ereignen. Die Distanzen sind durch die Synchronität der Ereignisse im Gedankenflug überwunden. So kann einer jetzt bei den Sternenhaufen im Halo sein, weil diese *jetzt* sind – soweit das Licht ein Jetzt zulässt!

Das Gedächtnis als zeitliches Bezugsfeld erinnelter Bewegung

Die Raum-Zeit-Erfahrung als Gedächtnisleistung. Ontogenetisch gibt es zunächst bald ein Ich, jedoch ohne Selbstreflexion. Die ist erst nach vielen Erfahrungen möglich, nach der Reifung iterativer Neuronen im Neokortex. In der Pubertät erweitert sich die Selbstreflexion, indem dieser Vorgang nunmehr zum Gegenstand der Wahrnehmung wird. Findet sich das Kleinkind selbst im äußeren Raum, so entdeckt das pubertierende Kind den ehemals „selbstlosen“ Innenraum nun als selbstbezogenen Bereich hinzu. Hier wird der eigene Blick auf die Selbstreflexion möglich. Das Kind bemerkt, dass und wie es sich selbst beobachtet. Damit teilt sich das Selbst in ein äußeres und ein inneres Selbst – in ein Ich als Selbst und ein Mich als betrachtetes Selbst. Man könnte einwenden, das Kind habe sehr früh die empathische Fähigkeit, sich in andere hinein zu versetzen und ebenso die Möglichkeit zu wissen, dass andere das auch mit ihm tun. Hier müssen wir genauer formulieren: Es ist nämlich ein Unterschied, ob ich mich aus der Perspektive eines Mitmenschen sehen kann, oder ob ich mich dabei beobachte, wie ich mich aus dieser Perspektive betrachte. Letzteres wird, so meine eigene introspektive Erfahrung, erst in der Pubertät möglich.

Die Erfahrung als erinnerte Bewegung

Ein Aspekt der Bewegung ist die Dauer. Die erinnerte Bewegung besteht ohne die reale Dauer und auch ohne den äußeren, also realen Raum. Das Erinnern dagegen hat reale Dauer und realen Raum als neuronales Ereignis, dessen Bewegung erinnerte Bewegung erzeugt. Außen – außen – innen! Wahrnehmung ist die Beobachtung und sinnliche Teilnahme an der realen Bewegung, wenn man so will, die neuronale Resonanz. Erfahrung ist zu wirklicher Bewegung gewordene reale Bewegung, die Resonanz bleibt bestehen und neuronal abrufbar als Gedächtnis. Erfahrung als Gedächtnisform der Wahrnehmung ist real als neuronaler Prozess, die darin nachgeformte Realität ist jedoch gedacht und damit psychische Wirklichkeit. Alles außerhalb des Augenblicks ist Wirklichkeit, nicht Realität. So scheint die Zeit eher eine Dimension der Wirklichkeit, also in unseren Köpfen, zu sein, als ein Merkmal des realen Raumes. Dieser ereignet sich unendlich andauernd. Das ist denkbar, jedoch nicht als Kontinuum wahrnehmbar. Schon nach wenigen Sekunden wandelt sich die Realität der Wahrnehmung in die Wirklichkeit der Erfahrung um. Der Augenblick wird Gedächtnis und ist nicht mehr im Außen, sondern ein innerpsychisches Ereignis mit seiner eigenen neuronalen Realität. Die Beobachtungen dieses Sprachspiels mit der Trennung von Realität und Wirklichkeit wie auch der Entzweiung von Zeit und Dauer, legen es nahe, Zeit als ein Epiphänomen unserer begrenzten Aufmerksamkeit anzunehmen. Der Begriff von Dauer könnte die Lücken füllen, um etwas ganz Anderes innerhalb unseres Horizonts handhabbar zu machen. Das Raum- und das Zeit-apriori Kants, sind beide dann Hilfsmittel, ein ruhiges Begreifen wirklich aufrecht zu erhalten. Die beunruhigende Realität aber bleibt durch sie verborgen: Zeit, die nicht vergeht, Raum, der unersichtlich und endlos offen ist und eine Dauer, die an der Materie haftet. Eine Dauer, die ohne die Zeit als stillstehendem Maß als solche nicht existent wäre. So hängen wir irgendwo nirgendwann zwischendraußen. Wir wissen davon nichts wegen unseres behausenden Gedächtnisses, das in der Lage ist, den Raum zu begrenzen und die Zeit vergehen zu lassen, uns in einem wirklichen Raum-Zeitbegriff vorläufigen Halt zu geben. Der löst sich, von vielen angstvoll erwartet, erst im Sterben auf: „... jetzt und in der Stunde unseres Todes ...“. ☺

Relationismus als epistemologisches Werkzeug Metaphorische Skizzen III

Rationalitäten in Relationen

Es gibt auch einen eher abstrakt-theoretischen Entwurf, das quantifizierende Ermessen durch die Relationalität als Prinzip des Erkennens zu ergänzen. Wir haben hierbei bemerkt, dass wir für die kognitiven Operationen, deren Axiome noch nicht deutlich sind, ein anderes Werkzeug bräuchten als den durch das Gelernte konditionierten „Hammer“ Wittgensteins. Wie kann es gelingen, das Werkzeug so anzupassen, dass Vorgefundenes nicht zum „Nagel“ wird? Vernunft kann nur als „Multifunktionswerkzeug“ begriffen werden. Von *Vernunft* reden wir somit nicht als von einer metaphysisch gegebenen Instanz. Sie „vernimmt“ Wahrheit nicht. Sie soll ein den besten Möglichkeiten des Menschen entsprechendes Erkennen sein, ein bewusstes, alle Ressourcen zweckfrei nutzendes Verhalten, dessen Telos es ist, die Komplexität von Sachverhalten ohne einseitiges Interesse aufzudecken. Das wäre das Gute und das Schöne der Vernunft! Rationalitätsformen durchdringen sich darin als Sprachspiele und Handlungsräume. Doch nicht nur das. Es erscheinen Bilder, Filme, Befürchtungen, Vorlieben, Erfahrungen als komplexe Gedächtnisinhalte und synchronisieren sich als Diskursgemische. Die Qualität der Vernunft besteht nun darin, die Dichte und die Bezogenheiten der begrenzt kommensurablen Diskurse zu sehen und zu bewerten.

Die relationale Metapher

Da die Metaphorik, so die Vermutung, eine Vermittlung herstellen könnte, muss deren relationierende Funktion genauer betrachtet werden. Sind Metaphern genuin (immer schon) relational? Die Bezogenheit auf etwas ist der erkenntnishafte Kern der Metapher, denn sie schafft einen Zusammenhang zwischen zwei Vorstellungsweisen, zwischen Bild und Wort. Der Deutungshorizont des Wortes wird durch den des Bildes erweitert und verändert dadurch seine Diskursivität und seinen Abstraktionsgrad. Die Qualität der Metapher ist im präsentativen Symbol gegeben, das nicht für *Eines* steht, sondern für eine unbestimmte Menge. Relational ist die Metapher in diesem Zusammenhang, weil sie nicht *eine* Bedeutung festlegt, sondern Beziehungsweisen, Sichtweisen und Verstehensweisen ins Spiel bringt. Die Metapher vermittelt dabei offenbar durch ihre sinnlich-ästhetische sowie pathisch-emotionale Konstitution in folgender Weise: ihre Übertragung ist bildhaft und somit an sinnlich-ästhetische Vorstellungen gebunden. Ihre pathisch-emotionale Dimension ist zweifach zu bestimmen, einmal über das Gedächtnis, welches Vorstellungen generiert und durch prozedurale wie biografische Aspekte emotional dotierte Erfahrungen einbringt. Darüber hinaus erzeugt diese Ausweitung der Bezüge ein Interesse am Erkenntnisprozess, verbunden mit der Erwartung, weitere Relationen zu entdecken. Die Emotionen *Interesse* und *Erwartung* unterstützen die suchende Ausrichtung der Metapher und erweitern das Denken sinnlich-emotional.

Der Begriff ist abstrakter als das Bild. Begriffe können Prinzipien verdeutlichen. Werden Bilder auf dieser Ebene der Abstraktion gedacht, entfalten sie eine Vielfalt an Bezügen, die alle reflektiert werden können, um ihren Erkenntnisgehalt zu erweisen. So wird die Metapher als Bild für ein Prinzip, als Konkretes, das für ein Abstraktes steht, als Inkongruenz von Denkebenen zu einer inspirierenden Quelle von Bezügen. Insofern *erzeugt* die Metapher sogar die Bezüge bzw. Relationen selbst. Die Metapher nutzt das Präsentative in diesem Sinne diskursiv. Die Liebe als „Krone des Lebens“, wie Goethe sie einmal metaphorisch ins Bild gebracht hat, wird in allen Bezügen des Lebens zu entdecken sein als beherrschende Kraft oder Macht. Das Prinzip dieses Bildes wird somit in den konkreten Situationen gesucht.

Die Metapher ist eine präsentative Vorstellung in sprachlicher Gestalt. In der Verbindung von Sprache und Bild liegt ihre relationale Funktion. Weil die Metapher sprachlich ist, aber die Vorstellung des Bildes nutzt, entfaltet das präsentative Symbolisieren im diskursiven Gewand seine Erkenntniskraft.

Die Metapher als „Lichtung“?

Wie sieht es mit der „Lichtung“ Heideggers aus? Können Metaphern Lichtungen schaffen? Die Lichtung als Ort ist eine Metapher für den Raum, wo nichts ist und wo etwas sein kann, für welches es noch keine Begriffe und Bilder gibt. An die Lichtung reicht die Metapher nicht heran. Wo Bilder und Begriffe sind, ist keine Lichtung. Die Metapher der Lichtung gibt lediglich den Wink, dass nur dort, wo kein Wald ist, etwas Anderes sein kann. Lichtung, sobald sie gedacht wird, ist genau genommen keine mehr, sondern Wald. Das, worauf Lichtung hinweist, kann nicht gedacht werden. Nur die Leerstelle kann den Raum schaffen für das noch nicht Gedachte. Lichtung und Leerstelle vernichten sich in der Erfüllung ihres Sinnes. Was bleibt, ist: Nur dort ist der Platz frei, wo nichts an Nichts denken lässt. Auch die Metapher umzingelt wohl das Nichts vom Walde aus. Aber das ist ihre hier erklärte, epistemische Funktion.